

Ich nickte. »Das wäre eine große Hilfe.«

Dann gab Greta mir einen kurzen Kuss auf die Wange – das tut sie nur sehr selten. Ich machte mich auf den Weg. Lautes Kinderlachen begleitete mich. Ich öffnete die Tür und trat in den Flur. Die beiden Polizisten folgten mir. Auch Schulflure verändern sich nicht sehr. Mit ihrer fast vollständigen Stille und dem schwachen, aber charakteristischen Geruch, der gleichzeitig beruhigt und anregt, erinnern sie mich ein bisschen an Spukschlösser.

»Sind Sie Paul Copeland?«, fragte der größere Polizist.

»Ja.«

Er sah seinen kleineren Partner an. Der war fleischig und hatte keinen Hals. Er war gebaut wie ein Betonblock, ein Eindruck, der durch die grobporige Haut noch verstärkt wurde. Ein paar Schüler kamen um die Ecke. Vermutlich Viertklässler. Ihre Gesichter waren noch rot vor Anstrengung. Wahrscheinlich kamen sie direkt vom Sportplatz. Sie gingen an uns vorbei. Ihre abgekämpfte Lehrerin folgte ihnen. Sie bedachte uns mit einem steifen Lächeln.

»Am besten unterhalten wir uns draußen«, sagte der Größere.

Ich zuckte die Achseln. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Ich hielt mich für unschuldig, war aber erfahren genug, um zu wissen, dass man bei Polizisten immer vorsichtig sein musste. Offenbar ging es nicht um den großen, schlagzeilenträchtigen Fall, an dem ich arbeitete. Sonst hätten sie bei mir im Büro angerufen, und ich hätte eine Nachricht aufs Handy oder meinen BlackBerry bekommen.

Nein, es ging um etwas anderes – etwas Persönliches.

Auch da war ich sicher, dass ich mir nichts hatte zuschulden kommen lassen. Aber ich habe schon viele Verdächtige erlebt, die auf ganz verschiedene Arten reagiert haben. Einige davon hätten Sie bestimmt überrascht. Wenn die Polizei zum Beispiel einen Hauptverdächtigen in Gewahrsam nahm, ließ sie ihn oft stundenlang allein im Vernehmungssaal sitzen. Man sollte meinen, die Schuldigen würden die Wände hochgehen, aber meistens war es genau umgekehrt. Die Unschuldigen wurden ganz hektisch und nervös. Sie hatten keine Ahnung, warum sie da waren oder welchen falschen Verdacht die Polizei gegen sie hegte. Die Schuldigen schliefen oft einfach ein.

Wir standen vor dem Schulgebäude. Die Sonne brannte auf uns herab. Der Größere kniff die Augen zusammen und schirmte sie mit der Hand vor der Sonne ab. Der Betonblock weigerte sich, irgendeine Schwäche zu zeigen.

»Ich bin Detective Tucker York«, sagte der Größere. Er zog seine Polizeimarke heraus und deutete auf den Betonblock. »Und das ist Detective Don Dillon.«

Auch Dillon zückte seine Polizeimarke. Sie zeigten sie mir. Ich weiß nicht, warum sie das immer tun. Es wäre ein Leichtes, die zu fälschen. »Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich.

»Würden Sie uns erzählen, wo Sie gestern Nacht waren?«, fragte York.

Bei einer solchen Frage hätten die Alarmsirenen sofort losgehen müssen. Ich hätte sie sofort darauf hinweisen müssen, wer ich war und dass ich ohne meinen Anwalt keine Fragen beantworte. Aber ich war Anwalt. Ein verdammt guter sogar. Und als solcher war man ein noch größerer Narr, wenn man sich selbst vertrat. Aber ich war auch ein

Mensch. Und als solcher wollte man gefallen, wenn man von der Polizei aufgeschreckt wurde. Dagegen konnte man nichts machen – trotz aller Erfahrung.

»Ich war zu Hause.«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Meine Tochter.«

York und Dillon blickten in Richtung Turnhalle. »Das Mädchen, das da eben den Purzelbaum geschlagen hat?«

»Ja.«

»Sonst noch jemand?«

»Ich glaub nicht. Worum geht's?«

York hatte das Reden übernommen. Er ignorierte meine Frage. »Kennen Sie einen Mann namens Manolo Santiago?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ziemlich sicher.«

»Warum nur ziemlich sicher?«

»Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ja«, sagte York. Er hustete in seine Faust. »Sollen wir vielleicht vor Ihnen niederknien oder Ihren Ring küssen oder so etwas?«

»Das meinte ich nicht.«

»Gut, dann liegen wir ja auf einer Wellenlänge.« Ich mochte sein Verhalten nicht, ließ es ihm aber durchgehen. »Also, warum sind Sie nur ›ziemlich sicher‹, dass Sie Manolo Santiago nicht kennen?«

»Ich meine damit, dass mir der Name nicht bekannt vorkommt. Ich glaube nicht, dass ich ihn kenne. Aber ich kann nicht ausschließen, dass ich einmal Klage gegen ihn erhoben habe, dass er Zeuge in einem meiner Fälle war oder dass ich ihm vielleicht vor Jahren bei irgendeiner Wohltätigkeitsveranstaltung begegnet bin.«

York nickte und forderte mich damit auf weiterzureden. Ich schwieg.

»Hätten Sie etwas dagegen, uns zu begleiten?«

»Wohin?«

»Es dauert nicht lange.«

»Dauert nicht lange«, wiederholte ich. »Wo liegt das denn ungefähr?«

Die beiden Polizisten sahen sich an. Ich versuchte, entschlossen zu wirken.

»Ein Mann namens Manolo Santiago ist gestern Nacht ermordet worden.«

»Wo?«

»Seine Leiche wurde in Manhattan gefunden. In der Nähe der Washington Heights.«

»Und was hab ich damit zu tun?«

»Wir hoffen, dass Sie uns helfen können.«

»Wieso sollte ich Ihnen helfen können? Ich hab Ihnen doch schon gesagt, dass ich den Mann nicht kenne.«

»Sie haben gesagt ...«, York sah tatsächlich in sein Notizheft, was allerdings nur Show war, da er meine Antworten nicht aufgeschrieben hatte, »... Sie wären ›ziemlich sicher‹, dass Sie ihn nicht kennen.«

»Okay, dann bin ich mir eben sicher. Gut? Ich bin mir sicher.«  
Er klappte das Notizheft mit einer theatralischen Geste zu. »Mr Santiago kannte Sie.«  
»Woher wissen Sie das?«  
»Es wäre uns lieber, wenn wir Ihnen das zeigen könnten.«  
»Und mir wäre es lieber, wenn Sie es mir sagen.«  
»Mr Santiago ...«, York zögerte, als müsste er über jedes Wort genau nachdenken,  
»hatte gewisse Gegenstände bei sich.«  
»Gegenstände?«  
»Ja.«  
»Könnten Sie das etwas näher ausführen?«  
»Gegenstände«, sagte er, »die auf Sie hinweisen.«  
»Inwiefern weisen die auf mich hin?«  
»Yo, Mr Staatsanwalt?«  
Dillon – der Betonklotz – beteiligte sich am Gespräch.  
»Ich bin Bezirksstaatsanwalt«, sagte ich.  
»Egal.« Er reckte den Hals und deutete auf meine Brust. »Langsam geh'n Sie mir echt auf die Eier.«  
»Wie bitte?«  
Dillon trat extrem nah an mich heran. »Sehen wir so aus, als ob wir Lust auf Ihre Wortklauberei hätten?«  
Ich hielt das für eine rhetorische Frage, aber er wartete auf eine Antwort. Schließlich sagte ich: »Nein.«  
»Dann hören Sie mir gut zu. Wir haben eine Leiche. Es gibt eindeutige Hinweise auf eine Verbindung zu Ihnen. Wollen Sie jetzt etwas zur Aufklärung beitragen oder lieber noch ein paar Worte verdrehen, womit Sie sich immer verdächtiger machen?«  
»Was glauben Sie eigentlich, mit wem Sie hier reden, Detective?«  
»Mit einem Mann, der eine Wahl gewinnen will und hofft, dass wir mit unserem Verdacht nicht direkt an die Presse gehen.«  
»Wollen Sie mir drohen?«  
York ging dazwischen. »Hier will keiner irgendjemandem drohen.«  
Dillon hatte jedoch einen Volltreffer gelandet. Es stimmte, meine Berufung war noch befristet. Mein Freund, der aktuelle Gouverneur des *Garden State*, hatte mich zum geschäftsführenden Bezirksstaatsanwalt ernannt. Es gab auch ernst zu nehmende Überlegungen, ob ich für die Wahl als Kongressabgeordneter kandidieren oder mich sogar auf das freie Senatorenamt bewerben sollte. Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, dass ich keine politischen Ambitionen hatte. Ein Skandal oder auch nur der Anflug eines Skandals käme absolut ungelegen.  
»Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, sagte ich.  
»Vielleicht können Sie es, vielleicht auch nicht«, ließ Dillon vernehmen. »Aber Sie wollen uns doch sicher helfen, wo Sie nur können, oder?«  
»Selbstverständlich«, sagte ich. »Jedenfalls möchte ich nicht, dass Ihre Eier mehr unter Druck geraten als unbedingt nötig.«  
Er hätte fast gelächelt. »Dann steigen Sie doch mal mit ein.«

»Heute Nachmittag habe ich einen wichtigen Termin.«

»Bis dahin sind Sie wieder zurück.«

Ich hatte mit einem verbeulten Chevrolet Caprice gerechnet, aber sie fuhren einen sauberen, neuen Ford. Ich setzte mich nach hinten. Meine beiden neuen Freunde nahmen vorne Platz. Auf der Fahrt sagten wir nichts. Die George Washington Bridge war verstopft, aber wir machten einfach die Sirene an und fuhren durch. Als wir in Manhattan waren, sagte York: »Wir halten Manolo Santiago für einen Decknamen.«

Ich sagte, »Mhm«, weil ich nicht wusste, was ich sonst hätte sagen sollen.

»Na ja, wir haben das Opfer noch nicht eindeutig identifiziert. Die Leiche wurde erst gestern Nacht gefunden. Der Mann hatte einen Führerschein auf den Namen Manolo Santiago bei sich. Wir haben das überprüft. Es scheint nicht sein richtiger Name zu sein. Seine Fingerabdrücke haben wir in unseren Datenbanken nicht gefunden. Also wissen wir nicht, wer er ist.«

»Und Sie glauben, dass ich ihn kenne?«

Sie antworteten nicht.

Yorks Stimme klang so sonnig wie ein Frühlingstag. »Sie sind Witwer, Mr Copeland, stimmt's?«

»Stimmt«, sagte ich.

»Muss schwer sein. So ganz allein mit einem Kind.«

Ich sagte nichts.

»Wir haben gehört, dass Ihre Frau Krebs hatte. Und Sie haben eine Wohltätigkeitsorganisation gegründet, die Gelder für die Suche nach einer Therapie sammelt.«

»Mhm.«

»Bewundernswert.«

Als ob die was davon verstünden.

»Das muss schon eigenartig sein für Sie«, sagte York.

»Was?«

»Auf der anderen Seite zu stehen. Normalerweise sind Sie derjenige, der die Fragen stellt, nicht der, der sie beantwortet. Muss ein seltsames Gefühl sein.«

Er lächelte mir durch den Rückspiegel zu.

»Hey, York«, sagte ich.

»Was ist?«

»Haben Sie ein Plakat oder ein Programm dabei?«, fragte ich.

»Ein was?«

»Ein Programm«, sagte ich. »Damit ich mir Ihre alten Kritiken ansehen kann, wissen Sie – bevor Sie die begehrte Rolle als guter Bulle gekriegt haben.«

York gluckste. »Ich hab ja nur gesagt, dass es seltsam sein muss, weiter nichts. Ich meine, sind Sie vorher schon mal von der Polizei vernommen worden?«

Das war eine Fangfrage. Das mussten sie wissen. Ich hatte als Achtzehnjähriger in einem Ferienlager gejobbt. Vier Jugendliche – Gil Perez und seine Freundin Margot Green, Doug Billingham und seine Freundin Camille Copeland (also meine Schwester) – hatten sich am letzten Abend vor der Abfahrt in den Wald geschlichen.

Sie wurden nie wieder lebend gesehen.

Nur zwei der Leichen wurden gefunden. Die siebzehnjährige Margot Green lag mit durchschnittener Kehle nicht einmal hundert Meter vom Camp entfernt. Doug Billingham, auch siebzehn Jahre alt, fand man knapp einen Kilometer vom Camp entfernt. Er hatte mehrere Stichwunden, die Todesursache war aber auch bei ihm eine durchschnittene Kehle. Die Leichen der beiden anderen – von Gil Perez und meiner Schwester Camille – blieben verschwunden.

Der Fall hatte Schlagzeilen gemacht. Wayne Steubens, ein jugendlicher Betreuer aus gutem Hause, wurde zwei Jahre später verhaftet – allerdings erst nach dem dritten Sommer des Schreckens –, und da hatte er noch mindestens vier weitere Jugendliche ermordet. Man hat ihn den Sommer-Schlitzer genannt, was ein sehr naheliegender Spitzname war. Waynes nächste beiden Opfer wurden in der Nähe eines Pfadfinder-Camps bei Muncie in Indiana gefunden, ein weiteres Opfer bei einem dieser Allround-Sommercamps in Vienna, Virginia. Sein letztes Mordopfer hatte er bei einem Sportcamp in den Poconos in Pennsylvania erwischt. Den meisten hatte er die Kehle durchgeschnitten. Er hatte sie alle im Wald begraben, manche noch bevor sie tot waren. Ja, er hatte sie lebendig begraben. Alle Leichen wurden erst nach längerer Suche entdeckt. Bei dem Jungen in Pocono hatte es zum Beispiel ein halbes Jahr gedauert, bis seine Leiche gefunden wurde. Die meisten Fachleute glaubten, dass auch die Vermissten noch irgendwo da draußen im Wald vergraben lagen.

Wie meine Schwester.

Wayne hat nie ein Geständnis abgelegt, und obwohl er seit achtzehn Jahren in einem Hochsicherheitsgefängnis sitzt, beharrt er darauf, mit den ersten vier Morden nichts zu tun zu haben.

Ich glaube ihm nicht. Die Tatsache, dass irgendwo da draußen noch mindestens zwei Leichen lagen, hatte Spekulationen und Geheimniskrämerei Tür und Tor geöffnet. Dadurch war Wayne stärker ins Blickfeld der Öffentlichkeit geraten. Ich glaube, das gefällt ihm. Aber die Ungewissheit – dieser kleine Hoffnungsschimmer – brennt immer noch in mir wie eine offene Wunde.

Ich habe meine Schwester geliebt. Das haben wir alle. Die meisten Menschen denken, der Tod wäre das Schlimmste, was einem Menschen widerfahren kann. Das ist nicht wahr. Nach einer Weile ist die Hoffnung eine sehr viel grausamere Gefährtin. Wenn man so lange damit lebt wie ich inzwischen, wenn der Hals dauernd auf dem Hackklotz liegt und die Axt erst tagelang, dann monatelang, schließlich jahrelang über einem schwebt, sehnt man sich schließlich danach, dass sie fällt und einem den Kopf abtrennt. Die meisten Menschen glauben, meine Mutter hätte uns verlassen, weil meine Schwester ermordet worden ist. Das Gegenteil ist der Fall. Meine Mutter hat uns verlassen, weil wir nie beweisen konnten, dass sie tot war.

Ich wünschte, Wayne Steubens würde erzählen, was er mit ihr gemacht hat. Nicht um eine richtige Trauerfeier zu veranstalten oder so etwas. Das wäre schön, aber darum ging es mir nicht. Der Tod hat die reine Zerstörungskraft einer Abrisskugel. Wenn er einen traf, war man am Boden zerstört, fing dann aber bald wieder an, etwas Neues aufzubauen. Aber durch die Ungewissheit – den Zweifel, diesen winzigen Hoffnungsschimmer –